



MARTIN EDER

DER
BLASSE
TANZ



PRESTEL
München / Berlin / London / New York

Umschlag-Vorderseite:
ohne Titel, 2003
Aquarell, Grafit auf Papier
28,5 x 22,5 cm

Front cover:
untitled, 2003
watercolor, graphite on paper
28,5 x 22,5 cm

alle abgebildeten Arbeiten /
all reproduced works:
ohne Titel / untitled, 2001–2010
Aquarell, Grafit auf Papier /
watercolor, graphite on paper
28,5 x 22,5 cm

alle Arbeiten / all works
courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig /
Berlin und / and Hauser & Wirth
www.eigen-art.com
© für die abgebildeten Werke
bei VG Bild-Kunst, Bonn 2010

© Prestel Verlag
München/Berlin/London/New York
2010

Prestel Verlag, Munich
Member of Verlagsgruppe
Random House GmbH

Prestel Verlag
Königinstrasse 9
80539 Munich
Tel. +49 (0)89 24 29 08-300
Fax +49 (0)89 24 29 08-335
www.prestel.de

Prestel Publishing Ltd.
4 Bloomsbury Place
London WC1A 2QA
Tel. +44 (0)20 7323-5004
Fax +44 (0)20 7636-8004

Prestel Publishing
900 Broadway, Suite 603
New York, NY 10003
Tel. +1 (212) 995-2720
Fax +1 (212) 995-2733
www.prestel.com

Prestel books are available worldwide.
Please contact your nearest bookseller or
one of the above addresses for infor-
mation concerning your local distributor.

Die Deutsche Nationalbibliothek ver-
zeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detail-
lierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abruf-
bar. / The Deutsche Bibliothek holds
a record of this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie; detailed
bibliographical data can be found under:
<http://dnb.d-nb.de>.

The Library of Congress Control
Number: 2010923202
British Library Cataloguing-in-Publication
Data: a catalogue record for this book
is available from the British Library.

Printed in Germany on acid-free paper

ISBN 978-3-7913-4442-3
(Deutsche Ausgabe)

ISBN 978-3-7913-4496-6
(English Edition)

ISBN 978-3-7913-4441-6
(Collector's Edition mit Aquarellen
des Künstlers / with watercolors
by the artist)

Herausgeber / Editor:
Gerd Harry Lybke

Koordination / Coordination:
Corinna Wolfien

Projektleitung / Editorial direction:
Stefanie Penck & Julia Strysio

Satz und Gestaltung /
Design and layout:
Maria Magdalena Koehn
Susanne Richwien

Foto und Repro /
Photography and reproduction:
Uwe Walter, Berlin

Übersetzung / Translation:
Mitch Cohen

Lektorat (Englisch) /
Copyediting (English):
Jonathan Fox, Barcelona

Druck und Bindung /
Printing and binding:
Messedruck Leipzig GmbH,
Leipziger Kunst- und Verlagsbuch-
binderei GmbH

Martin Eder, *Der blasse Tanz / The Pale Dance*

Aquarelle / Watercolors 2001–2010

MARTIN EDER

DER
BLASSE
TANZ

THE PALE DANCE

PRESTEL
München / Berlin / London / New York



Harlow Eder 06/03

Isabelle Azoulay

DAS FLEISCH IST TRAURIG

Wenn wir lieben, versinken wir.

Die Liebe isoliert uns besser als irgendeine Droge und wahrscheinlich ist es dieses Abgeschottetsein, dieses Aufgehobensein, das der Süchtige in seiner Manie immer wieder verspüren will. Bei allen Kapriolen, die wir unserem Körper in diesem Zustand sowohl gönnen als auch zumuten, gibt es eine unsichtbare Schranke zwischen dem Anderen und dem Selbst, die als zuverlässiger Abstandhalter stets im Dienst ist. Ein unsichtbares Etwas scheint uns immer zu schützen. Unserem Körper erweisen wir eine transzendente Treue. In Gestalt von Scham hütet uns diese Treue. Sie ist unser Wächter.

Am Ende des 20. Jahrhunderts zieht der Orkan der Befreiung über alle Landschaften, ein heftiger Wind, der viele Fesseln sprengt, aber auch alle Kleidungsstücke mitreißt. Was hinterlässt er? Strings! So gut wie nichts. Hässliche Fetzen, die das Kaschieren nur noch simulieren. Unsere Nacktheit wird umzingelt. Sind wir denn nicht fragil genug? Erbärmliche Hausfrauenbefreiung. Und wir stehen da und frieren, erschrocken wie geohrfeigte Katzen.

Halte Abstand! Nicht aus Kälte, nein, aus Behutsamkeit, um den eigenen Überschwang zu bändigen.

Scham wurde lange als natürliche Verlegenheit von Frauen angesehen. Es geht der Scham ähnlich wie dem Schmerz: Wir staunen, wie deutlich er im sozialen Gewebe eingeflochten, wie sehr er Ergebnis von kulturellen Konventionen ist und dabei gleichzeitig das Individuellste und Intimste, von Mensch zu Mensch anders erlebt, anders gesehen.

Schon im 19. Jahrhundert hatte Charles Fourier Scham als Kleingeistigkeit verflucht. Vehement griff er die zivilisierten Sitten an, klagte die Scham als Heuchelei und blanke Unterdrückung an: Fourier entwarf darauf eine merkwürdige Utopie, in der das Kollektiv keine Scham mehr kennen sollte. Wir verzeihen ihm. Es war gut gemeint, wenn auch abstrus.

Im als natürlich verstandenen Korsett des 19. Jahrhunderts wurde die weibliche Scham zugleich im Sinne der Ordnung gesehen, der Ordnung der Sitten, der Logik der Moral. Die hochgepriesene Scham schien einer repressiven Ordnung der Dinge zuzuarbeiten. Die Scham hielt die Menschen in Schach. Die Furcht schwanger zu werden, schwebte bis jüngst über dem Leben der Frauen und hielt sie aus Angst vor der sexuellen Begegnung mit dem Mann ab. Die Kirche mischte ihre bleischweren Mythen

von Reinheit mit bei, und das Frauenideal verharnte ewige Jahrhunderte in Demut und Keuschheit. Die Last dieser Eiszeit hat die Zurückhaltung von Frauen als derart selbstverständlich erscheinen lassen, dass der Wandel dieses Verhaltens für viel Verängstigung sorgte. Man sprach gar von Revolution. Die Angst, die Frauen mit sich trugen, wurde über Jahrhunderte in Bildern der Zurückhaltung tradiert und an eine vermeintliche Scham geknüpft. Eine instinktive Furcht und ein Hang zur Verheimlichung, die sich sowohl auf religiöse als auch auf sexuelle Vorgänge bezog, ließ das Weib landläufig mit gesenktem Blick auftreten. Rote Wangen, bloßgestellt, sich zierend, gar fliehend, die Frau durfte nichts wollen und musste sich dafür schämen, dass der Mann *Es* von ihr wollte.

Heute ist alles auf den Kopf gestellt, eine obszöne Gier nach Enthüllung, die viele Menschen schon so weit erfasst, dass sie nicht mehr die Aufforderungen obszöner Berichterstatter benötigen, um auf die Bühne zu steigen und das Äußerste zur Schau zu stellen. Die Exhibitionisten triumphieren vor dem Publikum der Voyeure, die aus allen Richtungen angerannt kommen. Sie stieren diejenigen an, die gekommen sind, um sich zu verschleiern bis endlich ein widerliches Gelächter ihren Selbstmord besiegelt. Vielleicht hilft es uns, sie mit Masochisten im strengen Sinn zu vergleichen, die doch erst im Schmerz der Schläge ein wenig Lebendigkeit spüren. Die Schutzhülle der Scham erfährt eine Häutung, die erst wenn es brennt, aufatmen lässt, und für Sekunden Lebendigkeit schafft. Ist die Abwesenheit von Scham doch eine Art von Selbstverletzung, gar manchmal sogar eine Selbstverstümmelung? Ist es das?

Seit 30 Jahren traktieren erst die sexuelle Revolution, dann das Aufkommen der Neosexualitäten die Scham, die kaum noch ein Versteck findet. Das heillose Durcheinander, das nach der erfrischenden sexuellen Revolution uns heimsucht, hinterlässt uns perplex. Die Zerlegung der alten Sexualität in so viele befremdende Formen versetzt uns mittelfristig in eine Nebelbank. Die Idee, dass die Kontrolle von Affekten unsere Zivilisationsgeschichte beschreibt, wie es uns Norbert Elias erhellend vorschlug, taugt sie, um die Scham zu verstehen? Die Scham wird doch älter als das 18. Jahrhundert sein? Schlüpft sie nicht immer durch solche Muster? Scham ist subversiv, sie unterläuft unsere Hilfskonstruktionen, die wir schaffen, um sie zu verstehen. Wenn es

so weiter geht, möchte man fürchten, dass bald Abstinenz zum letzten Rückzug unserer Subversivität wird.

Neosexualitäten mischen uns auf – im Windschatten von Missbrauch, Nekrophilie, Größenwahn und entfesselter Misogynie etablieren sich Cybersex, Swingerklubs, Chatkulturen und inszenieren *für* unsere Einsamkeit vergebliche Zerstreuung. Sie haben der Schamlosigkeit ein breites Forum geschaffen und siehe da: Es laufen ganz viele hin... Was ist los mit der Scham? In welchem überlangen Winterschlaf ist sie versunken! Welche tückische Langeweile verführt Frauen wie Männer dazu, ihre Schutzhülle zu zerreißen und wie Zirkushunde in die Arena zu hüpfen? Wie wenig eigenes Leben kennen sie, als dass sie auf diese Reserve zurückgreifen, sie verschleiern, den Säuen vorwerfen? Wir können über die verlorenen Perlen weinen und konsterniert sein, es ist, als würde man sich an Deck der sinkenden Titanic, darüber beschweren, dass der Tee auf die Untertasse geschwappt ist.

In der Geste von Demut, die Scham zeigt, wird höflich der Andere aufgehalten. „Halt, bitte nicht weiter!“ Die Scham sagt „Bitte“. Das trägt auch dazu bei, dass sie als altmodisch angesehen wird.

Die Scham konstituiert unsere Grenzen und gestaltet das Areal, auf dem wir bereit sind, dem Anderen zu begegnen. Die Scham gestaltet unsere „Lovemap“, unsere Empfindsamkeit-Landschaft. Ohne sie würde jeder Pornografiekonsum unser Verhalten ändern, uns niedersinken lassen ins Mechanische, in der Wiederholung, in der Seelenlosigkeit. Ohne Scham wären wir verloren. Die Scham hält etwas verborgen, sie schützt unser Geheimnis. Sie umhüllt unsere Eigenliebe. Die Scham gestaltet den ganzen Charme einer Person, die auf sich achtet. Wie die zartesten Zeugnisse erotischer Kunst zeigen, nimmt die Scham etwas vorweg. Der Vergeblichkeit, die der sexuellen Fusion beiwohnt, versucht sie einen Aufschub zu schenken.

Scham ist verwandt mit Melancholie, sie antizipiert sie.

Deshalb gestaltet sich in der Regel erotische Kunst kleinformatig. Denn schon beim Betrachten rührt das Bild unsere Scham an. Ein großes Format würde uns sofort ausziehen, wir würden den Raum verlassen wollen. Bitte nicht bedrängen! Wir werden rot.

Wie das Lachen, wenn jemand fällt, das Missgeschick zu korrigieren versucht, auch so repariert das Rotwerden unsere Verletzung in Anbetracht unserer Nacktheit, wenn sich Schamlosigkeit uns aufdrängt. Geschweige denn, wenn wir vor einem lebendigen Menschen stehen, der uns anschaut. Der direkte Blick ist eine Aufforderung zum Duell. Unerträglich. Erkennt. Umzingelt. Der Frechheit, die ein Mensch besitzt, der einen zu beharrlich anschaut, kann kaum standgehalten werden. Sonst wäre auch das Spiel zu kurz. Was tut man bloß in der Eindeutigkeit? Verflucht sei sie! Ausweichen ist aufregender – und dem Balanceakt von Begegnungen gerechter.

Was wollen wir nun? Die Knoten der sexuellen Repression sind geplatzt. Jeder spielt, wie er es möchte. Die fantastische wie merkwürdige Erfindung von Hysterie ist obsolet. Wir haben alle Risse erkannt. Die Flügel des Eros sind kupiert.

Und nun? Das Zeitalter der Neosexualitäten ist eingeläutet. Nun könnten wir glauben, das Sexualleben hätte an Unheimlichkeit verloren. Haben wir alles entzaubert? Wirklich?

Im Gegenteil, Schönheit beginnt als Maske verstanden zu werden, hinter der die wirklichen Interessen brodeln. Diese sind paradox, unsittlich, dramatisch oder traurig. Jugendlichkeit und Vitalität werden abgelöst durch Dekadenz und Morbidität. Unmittelbarkeit wird gesucht. Die breiten Straßen der Tugendhaftigkeit leeren sich und man drängelt sich in die dornigen Pfade ihrer Kehrseiten. Sowohl in der Literatur als auch in Bildern wird auf Kausalität und Logik verzichtet. Die romantischen Träume verrecken jämmerlich am Straßenrand, während Dixsche Huren auf dem Trottoir der Fantasie frech lästern und handeln. Das Selbstgespräch der Seele martert unser Gewissen und verführt unseren Anstand. Die Seele ist permanent bemüht, nicht unterzugehen. Vibrierende und schillernde Stimmen verleihen der neuen Ästhetik eine wahnhafte Stimmung.

Vieles ist lebbar, alles ist träumbar.

Die Fantasie neckt uns abermals und überlässt uns den Tigern der Perversionen in der Arena unserer Ängste und Sehnsüchte. Mit den *Gefährlichen Liebschaften* hatte Laclos uns kurz glauben lassen, wir könnten unser Handeln steuern, wir könnten gar unser Begehren beherrschen, mit Vorsatz unsere

Leidenschaft lenken. Welch ein kühnes Vorhaben! Einmal kurz daran glauben wollen, dem Sog des Obszönen könnten wir seinen dramatischen Gang verweigern, kurz imaginieren, unsere Willensstärke könnte uns vor Verletzungen schützen. Wie naiv. Es kam alles ganz anders.

Rien ne va plus. In fiebrigen Halluzinationen suchen wir Umwege, Nebenwege, Schleichwege, Auswege. Und dabei bleibt eines bemerkenswert: Das Laster macht mehr Menschen glücklich als die Tugend.

Unsere Krone purzelt davon, unser Mut schwindet, unsere Sicherheiten japsen.

Flach atmen ist angesagt. Aber das Verhängnis ist sehr ambivalent, denn durch diese vielen Abgründe verspüren wir eine Gewissheit: Die Essenz des destruktiven Moments besteht aus dem Absolutheitsanspruch positiv besetzten Strebens. Die Sünde ist hartnäckig, weil *ich großartig bin und weil ich alles will*. So kommen wir ganz leise dem Wesen der Gewalt in der sexuellen Fantasie auf die Schliche. Die Gewalt will nichts zerstören, sie ist die intensive Suche nach Umarmung, nach Versöhnung, Ruhe, Tod.

In unserer stetigen Suche nach Intensität wringt die Sehnsucht die Tränen des Eros aus einem nassgeheulten Leichentuch aus, der Teufel bleckt die Zähne und schaut uns nach, wie wir davon taumeln.

Die Handschriften erotischer Motive steuern auf eine nie mehr zurückschraubbare Einsicht hin: Auf den vielen Schauplätzen des Begehrens erscheint der einst als Ziel geglaubte Akt, die Erfüllung von Lust durch die Penetration, die Befleckung, die Bemächtigung, als vollkommene Schimäre, eine vermeintliche Erlösung. Kurzatmiges Feuerlöschen. Die Fusion ist ein Traum. Der Traum ist aus. Der Betrug um das Glück ist überführt: Nun lüften sich unendlich viele Nischen, in denen wir zahlreiche Partialvergnügen erkennen können. Das Fest kann beginnen.

Das so banal wie unerträgliche Paradoxon des Sexuellen dringt in unser Bewusstsein ein. Das Glück ist vergeblich. Zwischen der Sehnsucht, sich zu binden, sich mit Körper und Seele zu engagieren und der ebenso starken Sehnsucht, seine Freiheit zu wahren, jeder Bindung zu entkommen: welch

ein Dilemma, welche Zerreißprobe! Weder Philosophie, Kirche und Moral noch ein anderes Wissen geben hier ihre Früchte. Die Priester sind korrupt. Zu warten, bis der Teufel uns holt, ist reine Zeitverschwendung. Die morbiden, skurrilen, sarkastischen oder immens traurigen Motive tanzen Eros zum ersten Mal eindeutig auf der Nase herum. Und auch wenn der Taumel in der Thanatospirale von bejahendem Willen geprägt ist, das bejahende Subjekt ist dort zum despotischen Kleinkind regrediert, herrschsüchtig und verletzlich zugleich. Wir bereuen nichts.

Das Fleisch ist traurig. Wir tragen ein geheimes Wissen in uns darüber, dass unsere Sehnsucht vergeblich ist. Sexuelle Akrobatik bleibt der verzweifelte Versuch, dieses Wissen immer wieder zu betäuben. Transgression, Aggression, Schmutz, Tabuverletzungen oder die Inszenierung irgendeiner Gefahr nehmen dieses Wissen der Enttäuschung vorweg. Deshalb sind sie so oft unumgebar. Das Fleisch bleibt traurig. Der wütende Schrei, den die Exzesse dieser Evidenz entgegensetzen, lässt keinen Menschen kalt. Ihr Affekt berührte und berührt weiter.

Die Einsicht in die Illusion der Fusion lässt uns verzweifeln. Eine eisige Einsamkeit schleicht sich ein. Diese Einsicht ist wie die Entdeckung eines Betruges. Exakt dort ist die Genese der Gewalt in der Fantasie zu lokalisieren. Wie ein Keil schiebt sich die Gewalt an die Stelle der Entzauberung, um den Schmerz abzuhalten, auszuhalten.

Der Schmerz um die unerreichbare Vereinigung wird mit Gewalt kuriert. Gewalt mildert an dieser Stelle den Schmerz, indem sie ihn an das Selbst anbindet: Der Schmerz trägt so kostbare Anteile des Selbst, dass ihn loszuwerden, den größeren Schmerz bedeuten würde. In der Sehnsucht nach Fusion sind Freiheit, Gleichheit und Autonomie schiere Feinde. Der Schmerz bekommt durch die Gewalt einen Platz, der das Selbst wieder in seinen Zusammenhang zu rücken vermag. Der Schmerz stiftet ein Gefühl von Verbundenheit. Vor der Drohung, ins Nichts zu fallen, schafft Gewalt Verbindlichkeit. Gewalt bindet. Man möchte beinahe sagen, sie versöhnt.

Die Gewalt in der Fantasie schützt gegen Schmerz und absolute Einsamkeit, sie schafft ein Gefühl von Verbundenheit, sie ist das narzisstische Element der Fantasie.

Die Fantasie wäre ohne Gewaltproduktion ein verstaubtes Archiv endloser Filmrollen, ohne Vorlieben, ohne Prioritäten. Gewaltmotive sind nicht nur essentielle Bestandteile der Fantasie; die Dynamik, die sie den Bildern verleiht, beschreibt das Charakteristische der Sexualität. Jeder Mensch produziert extreme Fantasien, nicht nur lange bevor er leidet und tötet, sondern immer, auch wenn sein Leben und seine Sexualität vor Leid und Exzess geschützt scheinen. Die Fantasie zu unterdrücken, kann in die Barbarei führen. Sie zuzulassen, könnte eine Garantie für ziviles Verhalten sein.

Jenseits der verborgenen einzelnen Dramen hat sich eine schamlose sogenannte S/M-Kultur breitgemacht. Es handelt sich um eine Subkultur, die mit dem Schmerz kokettiert. Schmerz wird dort als aufregend wahrgenommen, weil man „dazu steht“. Diese Enklaven gab es wohl schon immer, nur haben sie sich inzwischen Orte gepachtet, an denen die Spiele mit den süßen Schlägen nach Publikum gieren. Spießige Plüschsalons und lächerliche Folterkammern offerieren unzählige Varianten der Peinigungen und des Partnertauschs. Genauer betrachtet handelt es sich um karge Fantasien von Regression. Ein merkwürdiges Wettrennen, reale Praktiken zu bekennen, dokumentiert die Armut oder gar das Schwinden von Fantasie. Die vermeintlich bunten Federn von Möchtegern-Perversen stranden in biedereren Vorstadtklubs, und diese erfreuen sich des Besuchs von Journalisten, die die Kamera auf Leder, Latex und Nieten in Großaufnahme halten, um die Gier des Publikums zu sättigen. Es ist zum Heulen.

Als gefallene Engel irren wir nun umher. Wir werden stets Acht geben, uns fern halten von all jenen, die uns den Zauber der Illusion rauben könnten. Was bleibt? Weiterhin werden wir uns in milde Narkosen versetzen und hoffen. Reicht das andere Debakel nicht? Offenbar nicht.

Der süchtige Moment lässt uns nicht los.

Wenn wir lieben, versinken wir.

Isabelle Azoulay

THE FLESH IS SAD

When we love, we sink.

Love insulates us better than any drug, and it is probably this encapsulation, this being suspended, that the addict in his mania wants again and again. Despite all the capers that we permit to and impose on our body in this state, there is an invisible barrier between the other and the self; it is always in service as a reliable separator. An invisible something seems to protect us always. We bestow a transcendent faithfulness on our body. In the shape of shame, this loyalty guards us. It is our sentinel.

At the end of the twentieth century, the hurricane of liberation sweeps over all landscapes, a powerful wind bursting all fetters, but also tearing away all clothing. What does it leave behind it? Threads! As good as nothing. Ugly rags that only simulate concealment anymore. Our nakedness is surrounded. So aren't we fragile enough? Pitiably housewife liberation. And we stand there and freeze, as startled as slapped cats.

Keep our distance! Not out of coldness, no, out of solicitous caution, to tame our own ardor. Shame was long viewed as women's natural bashfulness. The same thing is happening to shame as did to

pain: we are astonished at how clearly it is woven into the social fabric, how much it is the result of cultural conventions and at the same time the most individual and intimate thing, experienced differently and seen differently from person to person.

In the nineteenth century, Charles Fourier had already cursed shame as narrow-mindedness. He vehemently attacked civilized customs and accused shame of being hypocrisy and naked oppression; Fourier thereupon designed a peculiar utopia in which the collective would know no shame. We forgive him. It was well-meant, if abstruse.

In the corset of the nineteenth century, which was regarded as natural, female shame was seen as part of the order of mores, of the logic of morals. Shame, praised to the skies, seemed to support a repressive order of things. Shame held people in check. The fear of becoming pregnant hung until recently over women's lives and deterred them from sexual encounter with the man. The Church also meddled, with its leaden myths of purity, and the ideal of women persisted for eternal centuries in humility and chastity. The burden of this ice age made women's restraint seem so much a matter

of course that the change in this behavior created anxiety in many. One even spoke of revolution. The fear women carried around with them was a tradition for centuries in images of restraint and tied to a putative shame. An instinctive fear and a tendency to secretiveness, in relation to both religious and sexual processes, customarily led woman to appear with her gaze lowered. Red cheeks, exposed, playing hard to get, or even fleeing, the woman was not permitted to want anything and had to be ashamed that the man wanted *it* from her.

Today, everything has been turned upside down: an obscene greed for unveiling that has taken such hold over many people that they no longer require the demands of obscene reporters to climb onto the stage and present the uttermost to view. The exhibitionists triumph before an audience of voyeurs who come running from out of the woodwork. They stare at those who have come to squander themselves until a repulsive laughter finally seals their suicide. Perhaps it is helpful to compare them with masochists in the strict sense of the term, who feel a little alive only amid the pain of blows. The protective covering of shame is shed like a skin; only when it burns can it breathe freely and feel alive for seconds. Is the absence of shame a kind of self-denial and sometimes even a self-mutilation? Is it that?

For thirty years now, first the sexual revolution, then the appearance of the neo-sexualities have maltreated shame, which hardly finds a hiding place anymore. The hopeless confusion besetting us after the refreshing sexual revolution leaves us behind, perplexed. The dismantling of the old sexuality into so many disconcerting forms transports us into a fog bank for the near future. The idea that control over feelings defines the history of our civilization, as Norbert Elias illuminatingly suggested — does it help us understand shame? Shame is older than the eighteenth century, isn't it? Doesn't it always escape such patterns? Shame is subversive, it circumvents the makeshift constructions we create to understand it. If things continue in the same way, one could fear that abstinence will soon be the last bastion of our subversiveness.

Neo-sexualities shake us up; in the lee of abuse, necrophilia, megalomania, and unleashed misogyny, cyber-sex, swinger clubs, and chat cultures are establishing themselves and staging futile diversions

for our solitude. They have created a broad forum for shamelessness, and lo! many flock to it... What is going on with shame? In what overlong hibernation has it sunk! What insidious boredom seduces men and women to tear apart their protective coating and leap into the arena like circus dogs? How little of their own life do they know, that they take recourse to this reserve, squandering it, casting it before swine? We can cry over the lost pearls and be consternated; but that is like complaining on the deck of the sinking Titanic that the tea has sloshed onto the saucer.

In the gesture of humility that shame shows, the other is politely held back. "St op, no further please!" Shame says, "Please." That, too, contributes to its image as old-fashioned.

Shame constitutes our boundaries and shapes the field on which we are willing to encounter the other. Shame designs our "love map," the landscape of our sensitivity. Without it, every consumption of pornography would alter our behavior, make us sink into the mechanical, into repetition, into soullessness. Without shame, we would be lost. Shame keeps something hidden, it protects our secret. It envelops our self-love. Shame shapes the entire charm of a person who has self-respect. As the most delicate examples of erotic art show, shame anticipates something. It tries to make a gift of postponement to the futility that attends the sexual fusion.

Shame is akin to melancholy; it anticipates it.

This is why erotic art generally takes a small format. For already in our viewing, the picture touches upon our shame. A large format would immediately disrobe us; we would want to leave the room. Please don't importune! We turn red. Like someone's laugh when, falling, he seeks to correct the mishap; thus too our blushing repairs our injury in view of our nakedness, when shamelessness pushes itself upon us. Not to mention when we stand before a living person who looks at us. The direct glance is a challenge to a duel. Unbearable. Recognized, surrounded. The impudence of a person who looks at us too doggedly can hardly be endured. Otherwise the game would be too short. Whatever should one do in unambiguity? Curse it! Evasion is more exciting — and more just to the balancing act of encounters.

So what do we want? The knots of sexual repression have unraveled. Everyone plays the way he likes. The fantastic and peculiar invention of hysteria is obsolete. We have recognized all the fissures. The wings of Eros have been clipped.

And now? The era of neo-sexualities has been heralded. Now we can believe sexual life has lost some of its eeriness. Have we disenchanting everything? Really?

On the contrary. We are beginning to understand beauty as a mask behind which the true interests seethe, and these are paradoxical, indecent, dramatic, or sad. Youthfulness and vitality make way for decadence and morbidity. Immediacy is sought. The broad avenues of virtue are emptying and everyone throngs to the thorny paths of its reverse. In literature and in images, causality and logic are relinquished. The romantic dreams die in agony at the roadside, while whores out of a Dix painting bitch and act insolently on fantasy's footpath. The soul's soliloquy martyrs our conscience and seduces our decency. The soul endeavors without interruption to keep from going under. Vibrating and shimmering voices give a delusional mood to the new aesthetic.

Much can be lived, everything can be dreamed.

Imagination teases us again and abandons us to the tigers of perversion in the arena of our fears and yearnings. With *Dangerous Liaisons*, Laclos briefly had us believe we could steer our actions, master our desire, guide our passion intentionally. What a daring plan! To want to believe, just once and briefly, that we could deprive obscenity's undertow of its dramatic course, that we could briefly imagine that our strength of will could protect us from injuries. How naïve. It all turned out differently.

Rien ne va plus. In febrile hallucinations, we seek detours, byways, hidden paths, exit routes. And one thing remains remarkable thereby: vice makes more people happy than virtue.

Our crown tumbles away, our courage dwindles, our securities gasp for air.

Shallow breathing is all the rage. But fate is very ambivalent, because through all these abysses we sense a certainty: the essence of the destructive as-

pect consists in positively connoted striving's claim to absoluteness. Sin is tenacious, because *I am great and because I want everything*. And so very quietly we get wise to the essence of violence in sexual fantasy. This violence does not want to destroy anything; it is the intense search for embracement, for reconciliation, calm, death.

In our constant search for intensity, yearning wrings the tears of Eros out of a shroud sopped from weeping, the devil bares his teeth and watches us staggering away.

The signatures of erotic motifs are headed for an irreversible insight: on the many sites of desire, the act once believed to be the goal—the fulfillment of pleasure through penetration, staining, empowerment—appears to be a total chimera, a supposed salvation. Short-winded fire extinguishing. Fusion is a dream. The dream is over. The fraud about happiness is caught out: now the infinitely many niches are unveiled in which we can recognize numerous partial enjoyments. The party can begin.

The equally banal and unbearable paradox of the sexual invades our consciousness. Happiness is futile. Between the yearning to commit oneself, to engage oneself body and soul, and the equally strong yearning to preserve one's freedom and escape every bond—what a dilemma, what an acid test! Neither philosophy, nor Church, nor morality, nor any other knowledge bears its fruits here. The priests are corrupt. Waiting until the devil fetches us is a total waste of time. For the first time, the morbid, bizarre, sarcastic, or immensely sad motifs unmistakably walk all over Eros. And even if the delirium in the spiral of Thanatos is characterized by affirmative will, there the affirming individual is regressed to the state of a despotic toddler, dominating and vulnerable at the same time. We regret nothing.

The flesh is sad. We carry within us a secret knowledge that our yearning is in vain. Sexual acrobatics remain the desperate attempt to anaesthetize this knowledge, again and again. Transgression, aggression, filth, violations of taboos, and the staging of some danger or another anticipate this knowledge of disappointment. The flesh remains sad. The infuriated cry with which the excesses counter this evidence leaves no one cold. Its emotion touched and continues to touch.

The insight into the illusion of fusion leads us to despair. An icy loneliness creeps in. This insight is like discovering fraud. That is precisely where the genesis of violence in the imagination can be localized. Like a wedge, violence pushes its way into the place of disenchantment, to hold back and endure the pain.

The pain over the unattainable fusion is cured with violence. Violence reduces the pain in this spot, by binding it to the self: the pain carries such precious potions of the self that getting rid of it would mean even greater pain. Freedom, equality, and autonomy are sheer enemies in the longing for fusion. Through violence, pain receives a place that can shift the self back into its context. Pain produces a feeling of connection. Against the threat of falling into nothingness, violence creates bindingness. Violence bonds. One almost wants to say it reconciles.

Imagined violence protects against pain and absolute loneliness; it creates a feeling of connection; it is the narcissistic element of imagination.

Without the production of violence, imagination would be a dusty archive of endless film rolls, without preferences, without priorities. Motifs of violence are not only essential components of imagination; the dynamic they lend to images describes what is characteristic of sexuality. Every person produces extreme fantasies not only long before he suffers and kills, but always, even if his life and his sexuality seem protected against suffering and excess. Suppressing imagination can lead to barbarism. Permitting it, by contrast, could be a guarantee of civilized behavior.

Beyond the hidden individual dramas, a shameless so-called S&M culture has burgeoned. This is a subculture that flirts with pain, in which pain is perceived as exciting because one "stands by it." These enclaves have probably always existed, but they have meanwhile taken control of sites where the games with sweet blows lust for an audience. Fuddy-duddy plush salons and ridiculous torture chambers present countless variations of torment and partner swapping. A closer look reveals them to be barren fantasies of regression. A peculiar race to admit to real practices always documents the poverty or even disappearance of imagination. The supposed colorful plumage of would-be perverts is stranded in stuffy suburban clubs, which enjoy visits from

journalists whose cameras close up on leather, latex, and rivets to satisfy their audience's greed. It's enough to make one weep.

And we wander aimlessly as fallen angels. We will always be careful to keep our distance from all who could rob us of the enchantment of illusion. What remains? We will continue to put ourselves under anesthesia and to hope. Isn't the other debacle enough? Apparently not.

The addictive moment doesn't let go of us.

When we love, we sink.

